

wichtige Bausteine dazu. Neben dem historischen, beispielsweise die preussische Judenpolitik beleuchtenden, Gehalt des Buches ist auch der zeitgeschichtliche bedeutend; es sei nur auf die Beurteilung des »zwar persönlich freien und vorurteilslosen, aber in seinen Handlungen völlig unfreien und zu passiver Beobachtung verurteilten Hohen Kommissars« des Völkerbundes C. J. Burckhardt hingewiesen. Besonders eindrucksvoll werden verschiedene Rabbiner und ihr Wirken, überhaupt die religiöse Entwicklung der Danziger Judengemeinde, die Fragen des Religionsunterrichts und – dem Verfasser am nächsten liegend – der Schulen, die Ausbreitung des Antisemitismus, die Rolle der Presse und andere geistesgeschichtliche Fragen erörtert, aber auch die wirtschaftliche Struktur der Danziger Judenheit bleibt nicht ausser Betracht. Ihr Vereinsleben, Wohlfahrtsorganisationen, wissenschaftliche und künstlerische Verdienste werden dargestellt, der tapfere Einsatz im Ersten Weltkrieg. Eine grosse Zahl von Namen ist erwähnt, das Schicksal der Vertriebenen womöglich bis hin zur Gegenwart erfasst. Schwierigkeiten, wie sie etwa durch die Einwanderung von Ostjuden in der Zeit zwischen den beiden Kriegen entstanden, auch solche finanzieller Art, werden nicht verschwiegen; das Erstarken des Zionismus erscheint als Folge der Ausbreitung des Antisemitismus. Sowohl das deutsch-polnische Verhältnis als auch die zunehmende Bedeutung der NSDAP spiegeln sich in prägnanter Weise gerade auf dem Danziger Schauplatz wider. Viele exakte Beispiele geben dem Werk einen aussergewöhnlichen Quellenwert. Natürlich sind Politiker wie Rauschnig, Forster oder Greiser deutlich gekennzeichnet, aber auch die polnische Politik, wenn es zum Beispiel heisst: »Hätte Polen den Hohen Kommissar in seinen Bemühungen zum Schutz der Danziger Verfassung unterstützt, dann dürfte die Danziger Geschichte eine andere Wendung genommen haben.« Die trostlose Lage der Juden in Polen, die »nicht viel besser als im Reich« war, bleibt ebenfalls nicht unerwähnt. Überall beeindruckt die vornehme, um wissenschaftliche Objektivität bemühte Haltung des Verfassers. So ist sein Buch, das auch in seinem letzten Kapitel die schwersten Jahre der Danziger Juden, die Jahre der stärksten Bedrückung, der Auswanderung und Vernichtung dem Leser offenbart, nicht nur eine Geschichtsquelle ersten Ranges, sondern zugleich ein Denkmal menschlicher Würde.

Hans Thieme

ARON FREIMANN: Katalog der Judaica und Hebraica, Stadtbibliothek Frankfurt a. Main, Band Judaica. Vorwort zur Neuauflage: Annie Fränkel. Graz 1968. Akademische Druck- und Verlagsanstalt. 646 Seiten.

Professor Aron Freimann gab 1932 einen 646seitigen Katalog der Judaica-Bestände der Stadtbibliothek Frankfurt heraus. Die darauf folgende Nazizeit verhinderte die Herausgabe eines weiteren Bandes, der die Frankfurter Hebraica enthalten hätte. Man ist sehr dankbar, dass die Grazer Akademische Druck- und Verlagsanstalt nun die Neuauflage des Freimann-Judaica-Katalogs wagte. Dieser ist ja der einzige sachlich gegliederte Katalog, der die bis 1930 erschienenen deutschen Judaica in annähernder Vollständigkeit und die Judaica in anderen abendländischen Sprachen in grossem Umfang verzeichnet. Man kann es nicht genug beklagen, dass im Zweiten Weltkrieg viele wertvolle Bände dieser ehemals einzigartigen Sammlung vernichtet

wurden. Immerhin bemüht sich die Frankfurter Stadtbibliothek (heute in der Bockenheimer Landstrasse 134–138), die durch Zerstörung vernichteten Bände wieder zu ersetzen, so dass in den nächsten Jahren die alte, bewunderte Vollständigkeit wieder annähernd erreicht sein dürfte.

Der Katalog ist ein echtes »bibliographisches Handbuch«, das systematisch in zehn Abteilungen gegliedert ist: Allgemeine Schriften, Sprachwissenschaft und Literatur, Geographie und Geschichte, Philosophie und Kabbala, Pädagogik, Künste, Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft, Naturwissenschaften, Theologie. Ein umfangreiches, 150 Seiten umfassendes Titel- und Sachregister macht den Katalog in einer Weise brauchbar, wie man es sich besser nicht wünschen kann. Besondere Erwähnung verdient auch das Vorwort von Annie Fränkel, die präzise in die Geschichte der Frankfurter Judaica-Sammlung einführt und die Einteilung dieser Bibliographie knapp und klar erläutert.

Clemens Thoma

ALBERT FRIEDLANDER: Leo Baeck, Leben und Lehre. Stuttgart 1973. Deutsche Verlagsanstalt. 300 Seiten. S. o. S. 75 ff.

BERNHARD GROSSFELD: A Bibliography of Targum Literature. New York, 1972. Hebrew Union College Press, Cincinnati und KTAV Publishing House (Bibliographica Judaica 2). VII u. 132 Seiten.

Diese grossformatige Bibliografie zu den Targumim enthält 1054 Nummern in zehn Rubriken gegliedert, zu den verschiedenen Targumen zunächst, dann zu Targum und NT, Übersetzungen, Erstausgaben, Lexika, Konkordanzen, Chrestomathien, Grammatiken und schliesslich eine Liste von Rezensionen. Ein Index der Verfasser und Herausgeber erschliesst den gutgegliederten Band. Leider fehlt ein Register der in den Titeln erwähnten Schriftverse, was nützlich wäre. Das Layout des Bandes ist weniger gut gelungen, die maschinenschriftliche Typographie ist zu »luftig« und ungegliedert und damit wenig übersichtlich. Doch ist dies bei einem Handbuch, das auf grösstmögliche Vollständigkeit zielt, von untergeordneter Bedeutung. Auf's Ganze gesehen zeigt der Band relativ wenige Verschreibungen in Namen und Titeln. Da Vollständigkeit bei jedem aufblühenden Wissenschaftszweig zum Unerreichbaren gehört, nimmt es nicht wunder, dass auch diese Bibliografie nicht vollkommen ist. Eine Anzahl von fehlenden Titeln wird man z. B. aus der Bibliografie der Studien zum Targum Onkelos von J. Komlosch, *The Bible in the Light of the Aramaic Translations*, Tel Aviv 1973, ergänzen können. Es fehlt der Hinweis auf die israelische Photokopieausgabe des Codex Neofiti in zwei Bänden, in (angeblich) 140 Exemplaren, Jerusalem 1970. Unter den Book Reviews fehlt z. B. P. Schäfer zu J. Bowker, *The Targums and Rabbinic Literature*, in der *Theol. Literaturzeitung* Nr. 91, 1971, Sp. 100–102. Notwendigkeit, Nützlichkeit und Erfolg dieses Unternehmens sind selbstverständlich unbestritten.

Dr. Michael Brodke, Regensburg

MARTIN HENGEL: Anonymität, Pseudepigraphie und »Literarische Fälschung« in der jüdisch-hellenistischen Literatur, Siebenter Teil der Pseudepigrapha I (S. 321–329), Bd. 18 der Reihe: *Entretiens sur l'antiquité classique*. Vandœuvres-Genève. 1972. Fondation Hardt.

Über die Pseudepigraphie, die ihre Blütezeit vom 3. Jh. v. bis zum 2. Jh. n. Chr. besonders in der griechischsprechenden jüdischen Diaspora sowie im Kreise der Graecopalästinenser hatte, ist man bis heute stark geteilter Meinung. Zwar sind die Zeiten vorbei, da man von einer »jüdischen Fälscherbande« redete, die angeblich die Pseudepigraphie aus dunklen Motiven heraus produziert hätte. Man sieht aber die Pseudepigraphie immer noch zu undifferenziert und stellt sie, die literarhistorische Ebene mit der theologischen vermengend, zu ihren Ungunsten den inspirierten Schriften des Alten und Neuen Testaments gegenüber. Demgegenüber redet Hengel z. B. im Falle der Henoch-Literatur von »echter religiöser Pseudepigraphie... Der dogmatisch belastete Begriff der Inspiration »sei« in diesem Zusammenhang schwerlich brauchbar« (S. 277). Hengel vermag plausibel zu machen, dass das Verständnis der verschiedenen Formen der damaligen Pseudepigraphie für die Deutung biblischer Gattungen unabdingbar ist. Die entscheidenden Beurteilungskriterien holt er aus der religionshistorischen Lage und aus den literarischen Trends der tonangebenden hellenistischen Zivilisation. Im Zeitalter Jesu (im weiteren Sinn) übte der politische und kulturell-zivilisatorische Hellenismus seinen Hauptdruck gegen das Frühjudentum aus. Das Judentum wurde damals vom Hellenismus förmlich umzingelt. Die Pseudepigraphie war meistens eine, teils ungeschickte, jüdisch-apologetische Gattung. Deutliche Beispiele sind verschiedene frühjüdische »Testamente« und verschiedene Apokalypsen, sowie weisheitliche und popularphilosophische jüdische Traktate, aber auch mehrere Werke religiöser Geschichtsschreibung. In diesem Zusammenhang weist Hengel darauf hin, dass »selbst im jüdisch-hellenistischen Bereich... das Bewusstsein des geistigen Eigentums und der schriftstellerischen Individualität gegenüber der griechisch-römischen Welt unterentwickelt« war (S. 283). Im anonymen und pseudonymen Schrifttum blieb die »Unterordnung unter die transsubjektive Tradition... stärker als der Drang, die Person des Schriftstellers zur Geltung zu bringen« (S. 305).

Mehrmals weist Hengel auf die literarisch reichen Möglichkeiten der Pseudepigraphie hin. Sie wurde »die notwendige Voraussetzung für den religiösen Fortschritt« (S. 313). Bei apokalyptischen und weisheitlichen Schriften sowie bei der Testamentenliteratur war es »aus Gründen der Autorität« notwendig, »sie als Offenbarungsschriften eines der Männer der Urzeit, bzw. der Propheten der israelitischen Geschichte auszugeben. Eine derartige Übertragung wurde kaum als Betrug empfunden... Eine Konsequenz dieser Betrachtungsweise war auch, dass man diese Schriften, soweit man sie nicht durch Kanonisierung absicherte, beliebig erweiterte, veränderte oder verkürzte. Die Integrität eines Textes erschien so wenig ein feststehender Wert wie das »geistige Eigentum« seines Verfassers« (S. 284 f.).

Den Begriff »jüdische Fälschung« verwendet Hengel nur für jene Fälle, in denen Juden »unter dem Namen eines nichtjüdischen, in der Regel griechischen Verfassers« (S. 285) schrieben. Dies kam wohl erst nach der Zeitwende vor.

Auf den Seiten 309–329 ist eine Fachdiskussion über Hengels Darlegungen festgehalten. Der Diskussionsleiter K. von Fritz meint dabei abschliessend, es seien viele Probleme aufgeworfen worden. Vor allem aber habe sich gezeigt, »wie viele Probleme noch der Lösung harren, und auf welche Weise sie durch Einzeluntersuchungen

der Lösung nähergebracht werden können« (S. 329). Der Rezensent ist ebenfalls der Meinung, dass die präzisen Darlegungen Hengels als wichtiger Vorstoss zur detaillierten literarhistorischen Erforschung des Frühjudentums zu werten sind. Das Tübinger Institutum Judaicum, dessen neuer Direktor Prof. Hengel ist, wird von diesen Anregungen zweifellos profitieren. Clemens Thoma

KURT HRUBY: Die Synagoge. Geschichtliche Entwicklung einer Institution. Zürich, 1971. Theologischer Verlag, 115 Seiten (Schriften zur Judentumskunde 3).

Mit diesem informativen und gut lesbaren, dazu preiswerten Band der Schriften zur Judentumskunde geschieht ein lange fälliger Anlauf, eine grosse Lücke zu schliessen: Seit Jahrzehnten ist kein Buch mehr über die Institution Synagoge erschienen, welches dieses so interessante und auch für Christen wichtige Thema in befriedigender Weise behandelt hätte. In knappen und übersichtlichen Kapiteln, deren Anordnung allerdings nicht ganz einsichtig ist, findet man einen verlässlichen Führer zu den Fragen nach Entstehung, Entwicklung und Bedeutung der Synagoge. Ein erfreulich breiter Raum wird den baulichen Besonderheiten der Synagogen in frühjüdischer und rabbinischer Zeit gewidmet. Da das Buch vor allem den an der neutestamentlichen Zeit Interessierten visiert, geht es nicht über die formativen Jahrhunderte der Synagogeninstitution hinaus, sondern setzt vielmehr auch Akzente dort, wo der christliche Leser am ehesten auf synagogale Einrichtungen stösst, im Neuen Testament also. Die Meisterung des umfangreichen Materials und seine Aufbereitung in einem handlichen Bändchen muss man allerdings zuweilen mit einer etwas eklektisch anmutenden Akzentuierung des einen oder anderen Punktes bezahlen. Der Verfasser gibt an, die Inhalte der synagogalen Liturgie in einem eigenen Bändchen behandeln zu wollen – man darf darauf gespannt sein, ist dies doch notwendige Ergänzung dieser Übersicht. Die Liste von Spezialwerken, die über die Möglichkeiten Aufschluss geben soll, sich über Einzelfragen näher zu orientieren und die der Verfasser im Vorwort erwähnt, sucht man jedoch vergebens. Und darin scheint mir der Hauptmangel dieser Einführung zu liegen. Statt der angehängten Einführung in die rabbinische Literatur und dem etwas überholten Verzeichnis der zitierten rabbinischen Quellschriften wäre eine »bibliographie raisonnée«, eine kommentierte Leseliste, die weiterführt, von echtem Nutzen gewesen. Doch muss man dem Verfasser uneingeschränkt dankbar sein, dass er es verstanden hat, eine klaffende Lücke zu schliessen und ein echtes Informationsbedürfnis zu befriedigen.

Dr. Michael Brocke, Regensburg

DAS INSTITUTUM JUDAICUM DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN in den Jahren 1971–1972, 160 Seiten (als Manuskript gedruckt¹).

Aus dem Vorwort erfahren wir zunächst einiges von der Geschichte des Institutum Judaicum. Otto Michel, der verdienstvolle Gründer, trat 1972 anlässlich des 15jährigen Bestehens dieses Universitäts-Institutes von der Leitung zurück in den verdienten Ruhestand. Die personelle Besetzung bestand 1972 aus zwei Direktoren (Otto Betz, Otto Michel), neun festangestellten wissenschaftlichen Mitarbeitern und zehn Gastdozenten. Inzwi-

¹ Obwohl nicht im Buchhandel, so doch ausnahmsweise hier referiert. (Anm.d.Red.d.FR.)